



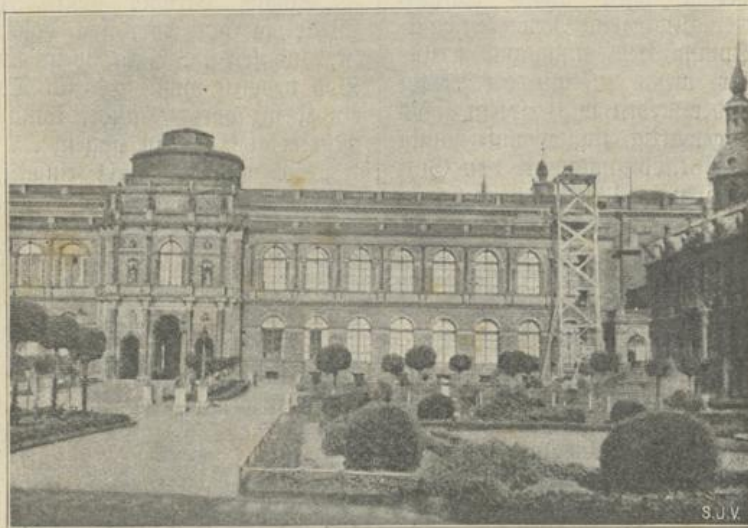
Zu stillen Höhen.

Roman von Anton Schott.

(Fortsetzung.)

8.
In der Nacht ist ein Gewitter niedergegangen über den Wald, und in der Frühe ist die Luft so rein und klar, daß man vom Tale aus fast jeden Felsblock und sogar fast jedes Stücklein Vieh sehen kann auf den Höhen des Ludenberges, und jedes Dörflein, jedes weißgetünchte

Haus weit, weit draußen in den Fernen. Im Grase der Wiesen und Raine hängen und zittern die letzten Regentropfen und schillern und gleißen im Scheine der Morgensonne wie eitel Diamantgestein, und im Walde platschen sie aus dem Geäst zu Boden, auf den steinigten Waldweg oder in den nassen Bürstlingrasen.



Die Dresdener Gemäldegalerie (von der Hofseite).

Amateuraußn. von J. Gärtler. (Text auf Seite 242.)

Ein eigentümlich würziger, ja fast scharfer Duft steigt aus dem Erdboden, aus dem Gegräse und aus dem Walde und dehnt und weitet die Brust und die Lungen. Von da und dorthier hört man Glockengeläute, und auf den Wegen dahin ziehen die Kirchgänger, einzeln, zu zweien oder in kleinen Gruppen, wie sie halt

gerade der Weg und der Zufall zusammen führen.

Weg und Zufall! Ja, diese zwei Kunden haben schon oftmals zwei zusammengeführt, von denen sich's niemand gedacht hätte, daß sie je zusammenkämen, und sie haben auch auf Kreuzwege geführt, wo eins mittunter langmächtig hat sinnen

müssen, soll es da oder dorthin gehen, und hat es nachher den rechten Weg, oder nicht, wenn es sich vom andern getrennt. Aber auf dem Kirchenwege geht es nicht um solche Tragweitten. Eins kommt vom Dorfe herauf, und das andere findet sich von den in den Hängen verstreuten Höfen hinzu, oder umgekehrt, und das Ziel ist die Kirche im Eicht drüben. Es kommt auch vor, daß eins von rechts kommt, und das andere von links, und es kommt vor, daß zwei zusammenkommen, die ja . . . gar nicht zusammenkommen sollten. Ist eine Torheit, aber . . . vorkommen kann es, und vorkommen tut es.

Des Kohlstratters Peter und des Steineters Kathl! Die Alten sind aufeinander wie recht bissige Köter, die einander beständig anknurren und einander zwicken und bissen, wo sie können, und . . . die Jungen führt eben der Zufall, oder etwas anderes zusammen.

„Jetzt kriegen wir einen neuen Stierhüter?“ redet der Peter von ungefähr, als ihm gerade sonst nichts einfällt. Sonst weiß er allweg eine Menge Schnacksen und Dummheiten und auch ernste Sachen, aber wenn er mit der Kathl reden soll, oder reden will, spekt sich's immer ganz gewaltig, und er muß häufig irgend einen Anknüpfungspunkt von Gott weiß woher holen.

„So —“ meint die Kathl darauf, „w n denn?“

„Eurem Inmann seinen Bruder, den Hager-Wölfel.“

„Ja, der ist ja gar nicht hier.“

„Tut nichts; er kommt. Der Vater ist unlängst in der Stadt gewesen und hat ihn dazu beredet.“

„In . . . der Stadt? Ja, was . . . ist er da eigens um den Wölfel hin?“

„Ah, woher denn? We en seinen Prozeßsachen ist er wieder fortgewesen. Ein Unsinn!“

„Das ist ja wohl ein Unsinn,“ bestätigt die Kathl hastig, und seufzt nachher tief und hart auf. „Wie schön ist's all' die vielen Jahre her gewesen, und jetzt reißt es nimmer ab, gar nimmer. Seit die Mutter . . .“

„Und gelt, was haben denn wir dafür ekommt, wenn das Kreuz umfällt, und wenn deine Mutter gerade vorübergeht, wie das Wetter einschlägt und das Kreuz

umwirft? Aber . . . es reißt gar nimmer ab, mein ich.“

„Ich zähl' halt auch,“ fürchtet die Kathl und seufzt wieder einmal. „Da müßt' schon gerade etwas Außergewöhnliches, etwas wie ein Wunder geschehen . . . Sollte man wohl meinen, daß ein Kreuz solchen Unfrieden stiften könnte?“

„Glauben sollt' man es eh' nicht, aber es ist halt so. Mir kommt's nie anders vor, als wenn es der Gankerl*) umgeworfen hätte, um die Feindschaft stiften zu können, gar nicht anders. Wie schön wär' es jetzt, wenn alles gut wäre, und . . . wenn ich hier und da zu euch kommen dürfte, und wenn wir uns das Zeitel für ein paar Worte nicht immer gerade erstehlen müßten, gerade erstehlen!“

„Man kann es eh' nicht anders nennen,“ gibt sie ihm recht. „Und . . . hörst, stellt denn dein Vater nicht wieder ein Kreuz hin an den Ort?“

„Mir scheint, das fällt ihm nimmer ein.“

„Schade darum! Mir kommt die Stelle so öde vor, seit das Kreuz weg ist, und seit . . . Ja, wenn eins so einen Tod nehmen muß, so einen Tod! Wenn ein Kreuz dorten stände, könnten wir ein Martertaserl daran nageln . . .“

„So muß ich halt einmal mit dem Vater darüber reden,“ verspricht er, um ihrem Wunsche entgegenzukommen. „Etwan folgt er mir; aber er darf nichts erraten, sonst tut er es überhaupt und schon aus lauter Troß nicht.“

„Ja, sei so gut! Vielleicht wird wieder einmal ein Fried, wenn wieder ein Kreuz steht an dem Orte; ist eh' der Unfrieden nur so lange, als keines mehr dort ist.“

So reden und schwagen sie dahin, bis sie gen das Eicht hinunterkommen und von wegen der Leute auseinander müssen. Es hat's nicht not, daß sie jemand mitsammen gehen sieht. Es könnte leicht etwas geredet werden, und eine solche Rede den Weg in einen der feindlichen Höfe finden.

Zu Mittag aber rückt der Peter mit seiner Borrede schön stückweise heraus, als sie bei Tische sitzen.

„Heut' hab' ich wieder einmal reden

*) Euphemismus für Teufel.

hören über unser Wegkreuz," fängt er an. "Die Leute gehen es irr*"), sagen sie, weil sie es schon so und so lange und von Jugend auf gewohnt sind. Stellt wieder eins auf, Vater, daß der Schwaz aufhört!"

"Könnst' mir einfallen!" lacht der Kohlstatler hart heraus. "Daß es wieder einmal umfallet' und wieder etwen erschlaget', und daß nachher wieder . . . So eine Dummheit könnst' mir auch noch einfallen."

"Stellt ein eisernes hin! Das faul und morscht nicht, und . . ."

"Gib mir einen Fried' mit dem Schwaze!" gebietet er unwillig; aber der Peter lehrt sich nicht daran.

"Gerade dem Steineter tät' ich es zum Truze," rät er. "Gerade daß er sieht, daß . . . daß Ihr Euch nicht von ihm behindern laßet, und daß Ihr Euch allweil noch das Recht nehmet, ein Kreuz hinzustellen, wo ehzeit eins gestanden. Am Ende ärgerte er sich recht."

"Sel könnst' wohl sein," mutmaßt auch der Kohlstatler und schaut die Geschichte von einer anderen Seite an. "Am Ende überleg' ich mir's noch."

Und am nächsten Sonntag geht er richtig ins Städtlein hinaus und fragt beim Eisenjuden nach den Größenverhältnissen der Eiskreuze und nach den Preisen. Ist etwas Spassiges, wenn einer zum Juden gehen muß, wenn er ein Kreuz kaufen will, aber mancherorts steht es nicht anders. Der Jude hat alles und jegliches Geschäft in der Hand, ein christlicher Kaufmann kann daneben nicht aufkommen, und so muß man auch ein Kreuz beim Juden kaufen, so es eins braucht oder haben will. Aber die Sache käme doch ein bißel hoch. Der Jude hat nichts billiges, und bei einem Kreuze will er zumindest hundert Prozent verdienen. Und wo kommt da so ein Stück hin? Der Sockelstein müßte bis aus dem Unterlande heraufgeführt werden und käme wahrscheinlich auch auf ein rechtshaffen Stück Geld. Nein, das steht nicht dafür, selbst wenn sich der Steineter krank ärgern würde darob. So eine Sach' läßt einer bleiben.

*) Irre gehen oder irregehen — vermissen, entbehren

"Habt Ihr eins gekauft?" fragt der Peter neugierig, als sein Vater heimkommt; doch der tut nur ein paar Brummer.

"Ich hab' das Geld nicht, daß ich es händevoll hinauswerfe," knurrt er. "Sollen die Leute reden, was sie wollen, ich stelle keins mehr auf."

"So stellt doch wieder ein hölzernes hin!" rät der Peter weiter. "Bis das morsch wird und umfällt, lebt von uns wir keiner mehr."

"Könnst' mir einfallen, daß ich einem Enkel oder sonst einem Nachkommen so ein Kreuz auf den Buckel binde, wie ich jetzt eins zu tragen habe. Nicht fertig werden und nicht auch!" —

Am nächsten Sonntage trifft sich's wohl nicht, daß sich der Peter und die Kathl auf dem Wege zur Kirche zusammenfinden, aber es "schießt" sich, daß sie auf dem Heimwege ganz von ungefähr zusammenkommen, und sie erkundigt sich gleich danach, wie es mit dem Kreuze werden dürfte.

"Geht nicht recht zusammen," bescheidet der Peter. "Ein Holzkreuz will er nimmer hinstellen, und ein eisernes kommt ihm zu teuer."

"Sind denn diese Eiskreuze so teuer?"
"Kann eh' sein; abgeschreckt hat ihm's der Jude mit dem Preise."

"Und der Vater ist auch nicht zu überreden dazu, daß er etwas aufstellt', ein Kreuz oder ein Marterl. Dickhädel sind sie, einer wie der andere."

"Das wird der rechte Nam' sein, und . . . hörst, ich seh' mir kein End' heraus. Einmal würd' es doch sein müssen, daß wir heiraten sollten, du oder ich. Bei mir wär' es nicht so . . . so notwendig. Sind noch Buben da, die den Hof nehmen können, aber du bist die einzige, und wenn es einmal heißt: übernehmen! was wirst nachher tun? Von deinem Vater aus darfst mich nicht heiraten, und von meinen Leuten darf auch ich nicht."

"Wer kann mich zum Heiraten zwingen?" erklärt die Kathl truzig. "Wenn ich nicht mag, so mag ich halt nicht. Aber weißt, etwas ganz anderes wär' es, wenn diese sündhafte Feindschaft einmal wieder zu Ende wär'."

"Schaut nicht darnach her," zweifelt

der Peter. „Wenn sie nicht ins Prozeß gekommen wären, nachher wäre es vielleicht wieder wie früher, aber so . . . Du, ich gebe kein rechtes Ziel. Einmal verliert der, und einmal der andere, und das heißt jeden, bis er wieder einen Hafen gefunden, an den sich ein neuer Prozeß hängt. Und kein Reden hilft und keine Vorstellungen. Wie zwei stöckige Schafböcke dünnen mich die zwei Stunden.“

„Weißt was?“ dehnt sie dann langsam und sinnend heraus. „Wir zwei lassen das Kreuz wieder aufstellen, wenn Frieden und Einigkeit wieder einkehrten bei uns heroben.“

„Meinst . . . sagst du . . .“ gibt er zu bedenken. „Wenn wir nur dürfen.“

„Wenn etwas schlan genug angestiftet wird, geht alles,“ hofft sie. „Tun wir halt jedes ein paar Gulden zusammensparen, und . . . das andere muß sich nachher alles dazufinden. Ich hoffe schon, daß es sich wird machen lassen.“

„Wenn es ginge, recht wär' es mir . . .“

9.

Ein schwüler Spätsommertag ist zur Mitternacht gegangen, und ein schwüler Abend ist an seine Stelle gezogen. Kein Büßchen regt und rührt sich, männiglich beschleicht unwillkürlich das Gefühl, als steckte es in einem Backofen, und als drückte das Düstter des Abends noch schwerer denn die Strahlen des Tagesgestirnes.

Am sich allmählich umnachtenden Himmel tauchen einige Sterne auf, matt und auch fast müde und träge, und über den Schleiferberg hin, dem allgemein bekannten und gefürchteten Wetterloche des Tales, schiebt sich kohlrabenschwarzes Gewölke empor in das Dunkel des Firmamentes, und von Zeit zu Zeit zuckt darin ein helles, grelles Leuchten.

Ist kein Wunder, wenn der Abend und die Nacht etwas bringen, daß die Schwüle und Hitze des Tages ausgebrütet haben.

In der Stierhüterhütte auf dem Luchenberg oben sitzt der Wölfe auf einer Moosbank unter dem weitaufladenden Dachüberschusse und schaut halb sinnend, halb vor sich hinträumend hinaus in die werdende Nacht und hinüber gen das Wettergewölke hinter dem Schleiferberge.

Trotzdem er sich nicht regt und nicht rührt, drückt die Schwüle den Schweiß aus allen seinen Poren, und alle Augenblicke muß er sich mit der Hand oder auch mit dem Hemdärmel über Gesicht und Stirne fahren, um die sich zu rinnenden Tröpflein zusammengestellten Schweißtropfen daraus zu wischen.

Wenn das Wetter so wird, wie die Hitze und Schwüle, in der es gebaden wurde, nachher Gnade Gott, wo es sich entleert! Die Leute haben nichts zu lachen, deren Häuser und Gründe ihm in den Wurf kommen . . . Er . . . ja, was kann es ihm anhaben? Nichts, gar nichts. Ihm verschwimmt und verfließt es keinen Grund, ihm schlägt es keine Feldfrucht nieder, und ihm kann es an der Hütte nichts schaden. Eine vielhundert Jahre alte Schirmsichte breitet die steinharten, knorrigen Äste schirmend über sein Dachel, weiter hinten strebt ein blanker, rubingespickter Felsen empor und fängt jeden Himmelslichter (Blitz) auf, der es auf das Hüttlein abgesehen hätte, und . . . ja sonst kann es seinetwegen tun, was es will — ihn rührt es nicht.

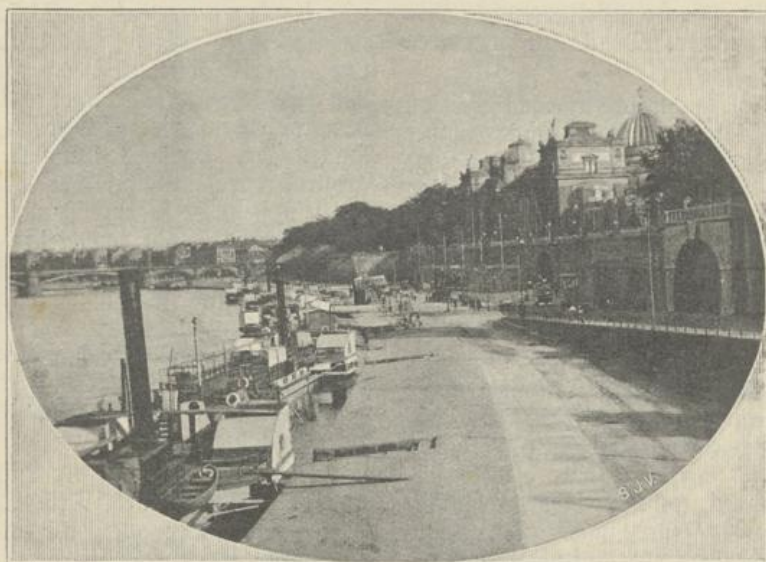
Muß ein Glückstag gewesen sein in seinem Kalender, derselbe Tag, an dem der Prozeßgeier den Kohlstatte in die Stadt und ihm in den Wurf geführt. Wie ein Freiherr lebt er da heroben auf den Höhen des Luchnerberges, wie ein Fürst, wie . . . ein König, könnt' eins schier sagen. Ja, gar nicht viel anders. Was unter ihm liegt und vorgeht, auf dem „gemeinen Erdboden“ unten, das rührt und kümmert ihn alles nichts, gar nichts; er ist weit, weit darüber hinaus, und ist gewissermaßen der unumschränkte Herr und Herrscher auf den sonnigen Höhen. Er hat seine eigene Herdstatt und kann sich kochen, was er will, ohne fürchten zu müssen, daß ihn jemand vergifte, wie solches, dem Hören nach, nicht jeder Herrscher behaupten kann; er hat sich einen Tisch gezimmert aus alten Brettern, die ihm der Grillecker gegeben, hat sich einen Stuhl gemacht aus einem breiten Stodabschnitte, und eine Bettstatt zusammengebohrt und zusammengeleitet aus dünnen Baumstämmchen, und er hat eine dicke Lage trockenen Mooses darinnen, auf der er besser und geruhiger schläft, wie mancher steinreiche und großmächtige

Herr auf den ausgeklauhtesten Federdaunen.

Vor dem Hüttel draußen rinnt ein klarer Bronnen und . . . ja, was braucht denn einer mehr? Mehl, Schmalz, Salz und Brot trägt er sich aus dem Tale herauf, und das andere hat er alles heroben, die Ruhe, den Frieden und so etwas, das die Leute gemeintlich als Glück ansprechen.

Nein, nicht einmal mit einem Könige tauschte er. Wenn heut' oder morgen einer käme und ihm den Tausch anböte — nicht um alles, nicht um wer weiß was! In der Stadt draußen hat hier

und da so mancher geredet, auch ein König oder ein Kaiser sei mehr oder weniger ein Sklave des herrschenden Hofbrauches und seiner nächsten Einflüsterer. Er irrt niemanden und er hat keinen offenen und keinen geheimen Feind zu fürchten, und über wen er zu herrschen hat, die folgen ihm: die Ochsen, Stiere und das Galtvieh, das er zu hüten hat. Sie folgen zumeist auf den Ruf, sind für jede kleine Aufmerksamkeit erkenntlich in ihrer Art, und ein oder der andere Unband und Eigensinn, der sich auch in einer Stierherde finden kann, nimmt es nicht allzukrumm, wenn er einmal mit der



Die Brühl'sche Terrasse in Dresden. (Zert auf Seite 242.)

Amateuraufnahme von J. Gürtler.

Beitische eine über das Fell gelegt bekommt. Die Vieher halten sich die letzte Zeit hübsch nahe in einer Herde beisammen, kennen eins das andere am Geläute, und wenn er, der Wölfe, einmal ruft, oder mit der Beitische ein paar Male knallt, kommen sie gemächlich herbeigetrottet und sammeln sich zur Mittagsrast oder zur Abendruhe um das qualmende Feuer. Ja, mit den Dingen ist ganz gut auszukommen, viel leichter, wie mit den Leuten oftmals, die sich doch für vernünftig und für verständig halten.

So ein Bandel, wenn er als Herde beisammen hätte, wie . . . wie er es zum

Beispiel in der Stadt draußen kennen gelernt hat, und mit dem er selbst gelaufen, du lieber Herrgott, da könnt' er wohl auch auf den Höhen des Luckenberges sein helles Kreuz haben. So ein . . . Mist, möchte er heute fast sagen. Und doch: hat er ein Recht zu solchem Urteil? Ist er nicht selbst in diesem — Mist gesteckt, wie ein Strohhalbm neben dem andern in einem Düngerhaufen, und hätte es nicht sein können, daß er noch tiefer und immer tiefer hineingeraten?

Ihn hat der Aerger über die Falschheit und Schlechtigkeit der Menschen leicht und leichtsinnig gemacht; weiß er, was

andere zum Sinken getrieben? Wenn ein Trumm Holz im Schlamm und Sumpfe liegt, weiß eins, wie es hineingefallen, oder wer es hineingestoßen? Viegen sieht es wohl jeder, der vorbeigeht.

So weit hat ihn das Sinnen und Grübeln in der Einsamkeit der Bergeeshöhe schon gehoben, daß er sich solche Gedanken zusammenreimt, und daß er die Menschheit nimmer für gar so schlecht und verworfen anschaut, wie hübsch eine lange Zeit hindurch. Alles vernarben und verheilen Zeit und Verhältnisse, selbst auch einen derartigen Riß, wie dem Wölfeleiner durch Brust und Herz gefahren, wenn auch immer eine kleinere oder größere Narbe bleibt, die bei Wetterwechsel oder unter recht starkem Drucke zu schmerzen beginnt.

Na, die Geschichte scheint nicht übel zu werden. Es fackelt und leuchtet immer ärger, und oftmals sogar in einem Zuge dahin, als könnt' es gar nimmer abreißen. . . . Und wie das Müdengesinde trotz der zunehmenden Dunkelheit noch allweil sitzt und beißt! Auch dem Vieh läßt es keine Ruhe, wie es scheint, und wie nach dem allweil herüberklingenden heftigen Schellengeklimper zu urteilen ist. Da legt er noch ein paar Trümmer Holz nach und einige buschige Fichtenäste, daß etwas Rauch entsteht, der die Quälgeister verscheucht.

Er steht auf, geht zur Hürde hinüber und legt dem Feuer nach. Dann setzt er sich wieder auf die Rasenbank vor der Hütte und schaut dem aufsteigenden Wetter zu, bis es sich anderswohin verzogen. Ist manchmal mit dem Wetter so, wie mit vielem anderen; es wird nicht so, wie es eins verhofft und meint. Na, seinetwegen auch; es ist gescheidter, wenn nichts daherkommt, trotzdem eine kleine Abkühlung auch nichts schadete.

Er begibt sich zur Ruhe und schläft auf seiner Mooschütte ruhiger, als wer weiß was für ein mächtig großer Herr; aber nach einiger Zeit da weckt ihn dumpfes Grollen. — Gibt's doch noch ein Wetter? Und es scheint dem Donnern nach schon hübsch nahe zu sein. . . . Ah, was! Ihn hindert es in nichts, ihm macht es keinen Schaden, und ihn irrt es nicht; er bleibt ruhig liegen. . . . Nein, das geht nicht. Auf muß er! In der

Hürde hat er spät noch aufs Lagerfeuer gelegt; es mag wohl noch hübsch eine Glut vorhanden sein, und wenn ein jäher Wind kommt, stört er sie auf, und wenn schon sonst kein Schaden dadurch gestiftet werden kann, so könnte es vorkommen, daß der Wind irgend einem Häuter aus der Herde ein Stücklein Glut in den Pelz weht und diesen versenkt oder gar wund brennt — und so ein Vieh wird nachher ungebärdig und wild und bringt einen Morbsaufrühr in die ganze Herde. So steht er denn auf und geht zur Hürde hinaus.

Rabenschwarze Finsternis hüllt Berg und Tal ein, und nur von der Morgenseite her lugen noch einige Sternlein vom nachtschwarzen Himmel. Unheimliche Stille und Schwüle lastet über den Höhen, und von Zeit zu Zeit zuckt und leuchtet es in dem kohlrabenschwarzen Gewölke, und das Hallen des Donners brummt tief und grollend durch die nächtliche Stille. Ein Zeitlein steht er so und schaut, und eine eigentümliche Freude umschleicht sein Herz, wie ein schüchternes Kange. Er hat nichts zu fürchten und sich um nichts bange sein zu lassen, so kann er die schauerliche Schöne des heranziehenden Wetters genießen, wie etwa in der Stadt eine Weltkomödie, für die aber allemal zwei Sechser zu zahlen gewesen.

Als er den Gadem der Hürde öffnet und die Vieher seinen Tritt vernehmen, wird es lebendig; auch ein Kindvieh fen es, wenn etwas Los ist in den Büste und die ganze Herde drückt sich furchtsamstille hinter ein Büschel weit- und dichtästiger Fichten; aber als die Tiere den ihnen allen bekannten Hirten erkennen, löst sich der Knäuel, und eins um das andere tritt heran, gleichsam Schutz zu suchen bei dem ihnen wahrscheinlich als höheres Wesen erscheinenden Menschen. Schellengeklimper hallt hinaus in die Stille der Wetternacht, laut und schrill hindurch zwischen dem dumpfen Brummen des Donners.

„So, ihr fürchtet euch auch?“ wundert er sich. „Wozu denn, ihr. . . . ihr Kindvieher? Würde doch ganz Wurst sein, ob euch der Metzger erschlagt oder der Himmelslichter. Schaut nur, daß ihr wieder in euer Geläger kommt! — Ho! Ho! Na, wird's?“ Und er teilt nur gleich

mit der bloßen Hand ein paar Schläge aus unter die zunächst stehenden. „Marsch! Ho! Ho! . . .“

Dann geht er zum Lagerfeuer, stört die meiste Glut auseinander und wirft eine große, flache Steinplatte darauf, damit der Sturmwind nichts mehr heben kann davon.

Was ist denn das? Schreit da noch eine Nachtteufel oder schreit — ein Mensch?

Ein Weilschen steht und horcht er. Eine Nachtteufel wenn es ist, die kommt herzu, nachdem sie das Licht des Gluthausens gesehen; und ein Mensch . . . ja, wer hätte denn zu solcher Zeit etwas zu suchen auf den Höhen des Zudenberges? Daß sich einer verirrt hätte? Daß einem — etwas zugestoßen wäre? Er verläßt die Hürde, legt vor den Gadem eine feste Birkenrinde und geht ein Stredlein abseits, um sich von dem Geplumper der Schellen nicht im Hören beeinträchtigen zu lassen.

„Ho — o!“ ruft er dann hinaus in die Nacht, so laut er kann. Wenn ein Mensch um die Wege ist, der wird sich schon melden.

Und richtig: es meldet sich etwer, aber nur, wie wenn ein kleiner Ränge sich halb von Kräften geschrien und nur mehr ein bißchen zu meckern vermag. Aber wer ist es, wo steckt der Kerl, und was ist es mit ihm? . . . Eine Waiz (Hexe)? Ah was! Waiz hin oder her! Wer in der Wetternacht hinauswinkelt in die stockdunkle Finsternis, dem muß etwas fehlen, sei es dies oder jenes, oder wäre es ein Mensch oder eine Waiz. Und er sprach*) jedwedes Wesen, das sich ihm zeigt, sei es dies oder das, und wäre es selbst der Leibhaftige, wenn er nur einmal wüßte, wo er steckt.

„Ho — o!“ ruft er wieder über die Hänge hinaus. „So melde Dich, Teufel, wer Du bist, wenn d' etwas willst von einem!“

„Da . . . hier . . .“

Ein greller Blitz zuckt durch das Gewölke, und das Wiederleuchten desselben fährt durch die ganzen Wetterwolken, und im Lichtscheine bemerkt er etwa einen Büschenschuß weiter drüben einen Menschen, oder wenigstens ein menschenähn-

liches Wesen. Er merkt sich den Ort und feuert in der auf den Blitz folgenden Finsternis der Richtung zu.

„Wo bist? — Wo bist?“ schreit er wieder, als der Donner verhallt, und die Stimme meldet sich wieder. So geht es ein Weilschen, bis er so nahe hinkommt, daß er überlings einmal an das Wesen anprallt und es über den Haufen rennt.

„Wer bist denn? Wo liegst denn . . . Aha! da bist,“ atmet er schier auf, als ein neuer Blitzstrahl die Hänge der Bergkuppe mit grellem Lichte umzuckt, und er gewahrt, daß er es wirklich mit einem leibhaftigen Menschen, mit einem Männerleut zu tun hat. „Auf!“ Und er langt nach ihm und reißt ihn vom Boden empor.

„Helfen Sie mir in irgend eine Wohnung!“ stöhnt der Mensch.

„In so einer bist bald . . . aber, wer bist denn, und wie kommst denn um diese Zeit auf die Höhen des Zudenberges?“

„Ich bin der Professor Tippmann aus Breslau und bin unter die Räuber gefallen . . .“

„Ja, was denn sonst!“ lacht der Wölffel hell auf. „Unter die Räuber? Am Zudenberge gibt es Räuber! Das erzähl' Deinen Schulbuben, wenn d' wirklich welche hast?“

„Aber ganz bestimmt,“ versichert das Männchen. „Ist's noch weit bis in Ihre Wohnung?“

„Gleich sind wir dort und . . . Zeit haben wir weiter auch schon,“ bedeutet er, als die ersten Windstöße an die Hänge prallen, und da und dort ein schwerer Regentropfen niederklatscht. „Eil' Dich ein bißel!“

„Ich kann nimmer.“

So faßt er ihn denn unter den Armen um den Leib und zieht ihn hastig mit sich fort, in die Stierhüterhütte. Und es ist auch Zeit, daß sie das schützende Dach erreicht haben, denn kaum klinkt die Türe hinter ihnen ein, schüttet es den Regen herunter wie aus Gießemern.

„Wart', jetzt werd' ich ein Feuer machen, daß wir einer den andern sehen können. Halte Dich derweilen still, daß Du nirgends anrennst!“ rät und mahnt er. Aber kaum brennt die erste Lohe auf der Herdstatt empor, stößt das Männchen einen gelben Schrei aus. Im Scheine

*) Ansprechen, besonders etwa einen Geist.

des Feuers erkennt es die ganz ungewöhnliche Einrichtung und Ausstattung der Hütte, und es wähnt nicht anders, als daß es geradewegs in die Höhle der Räuber geraten.

„Gütiger Himmel! Da bin ich ja direkt . . .“

„Beim Stierhüter bist am Buckenberg,“ erklärt der Wölfel. „Da fehlt Dir so weit nichts mehr . . . aber seid Ihr doch wirklich ein Professor?“ fragt er nach einigen Augenblicken, auch die Anekdote wechselnd, während denen er das alte, schwächliche Männchen zweifelnd und mißtrauisch betrachtet.

„Ganz bestimmt: Professor Tippmann aus Breslau.“

„Ja, und . . .“

„Und bin unter die Räuber gefallen. Eigentlich hab ich nur einen flüchtig gesehen, der mich mit einer wuchtigen Keule niedergestreckt; aber als ich wieder zu mir selbst gekommen, waren sie verschwunden, und mit ihnen mein Geld, meine Uhr, all' meine Habe. Und so bin ich aufgestanden und herumgeirrt in der graulichen Nacht.“

„Geh!“ macht es der Wölfel ganz unglaublich. „Gefindel gibt es auf der ganzen Welt, und bei uns auch, aber . . . Räuber?! Hörst, Räuber gibt es bei uns nicht.“

„So überzeugen Sie sich selbst! Greifen Sie meinen Kopf an!“

Und der Wölfel überzeugt sich und findet, daß auf dem Kopfe des Männchens wirklich eine fast kinderfaustgroße Beule sich befindet, und daß selbst die Haut aufgeschlagen ist.

„Meiner Sech!“ wundert und staunt er. „Und kennst hast ihn . . . kennst hast Ihr den Lumpen nicht?“

„Ja, woher denn? Ganz plötzlich tauchte vor mir ein ganz herabgekommener Kerl auf, und ehe ich ihm ausweichen konnte, war das Unheil fertig.“

„Aus unserer Gegend kann das keiner gewesen sein,“ urteilt der Wölfel. „Aber ist es, wie es ist. Jetzt zieht Ihr Euch aus und legt Euch nieder, und ich bind' Euch einen kalten Umschlag um den Kopf, damit die Geschichte wieder . . . auf gleichen Fuß kommt.“

„Wer sind Sie . . . Mann?“

„Ich hab' es Euch ja schon vorhin ge-

sagt: der Stierhüter bin ich auf dem Buckenberg, und wenn Euch sonst nichts geschehen wäre, bei mir gewiß nicht.“

Ein Weilkchen steht der Professor unschlüssig vor der aus entrindeten Baumstämmchen zusammengebohrten Bettstatt, dann aber fängt er doch an, sich zu entkleiden und auf die Moosmatten zu legen. Der Wölfel aber geht mit einem Seinenlappen zum Brunnen, näht ihn gehörig ein und bindet ihn dann mit einem Tüchel fest um den Kopf des spaßigen Kauzes.

Und während es draußen blüht, fracht und giehet, hockt er auf dem Holzstocke vor der Herdstatt, schaut manchmal nach dem fremden Männchen, das bald eingeschlafen ist und ab und zu stöhnt und wimmert, wie ein kleines Kind, dem etwas weh tut, und sinnt dazwischen wieder, wer denn in der ganzen Umgegend so schlecht sein könne, so schlecht, einem arglosen Reisenden, wegen vielleicht der paar Sechser, die er bei sich trägt oder tragen mag, an Leib und Leben zu gehen; aber es fällt ihm kein Mensch ein, dem solches zuzutrauen wäre.

Als das Wetter vorübergezogen, kauert er sich müde neben die Herdstatt hin und macht sein Schläfchen.

In der Frühe aber schleicht er sich sachte aus der Hütte, öffnet den Gaden der Hürde und läßt das Vieh auf die Weidegründe im Kuppelgehänge des Buckensteines. Nachher erst schürt er ein Feuer an auf der Herdstatt in der Hütte, und kocht sein Morgensuppelein, aber etwas mehr, damit es auch für den Gast reiche. Doch erwacht dieser erst, als es fast schon geschlagener Mittag ist.

Die Sonne scheint hell und warm durch die geöffnete Hüttentüre, und nach einigem scheuen Umhersehen findet sich der fremde Mann bald zurecht in dem Raume und in seiner Lage. Er klagt wohl noch über heftige Schmerzen am und im Kopfe, aber er hat sich ausgeruht und fühlt sich so wohl, wie es in solchem Zustande überhaupt möglich ist. Mit sichtlichem Hunger und Appetit spricht er der rauhen Kost zu und dann setzen sie sich ein Weniges hinaus auf die Holzbank unter dem Dachvorsprunge und plaudern.

„Daß aber so einen Lumpen nicht gleich das Wetter niederschlägt!“ entrüstet sich Wölfel abermals ob des frechen Ueber-

falles. „Manches andere kommt oftmals ganz unschuldig zum Treffen; bei einem Kreuze sogar erschlägt es eins.“

„Der Mensch meint oft so und so,“ stellt der Professor dem entgegen, „aber wenn er wieder die Ziele und Wege Gottes künnte, redete er vielleicht anders. Von unserem Standpunkt aus wäre es ja richtig, daß den Uebelthäter gleich die entsprechende Strafe treffen sollte; aber . . . mancher tut etwas in der Aufregung, unter Einwirkung allerlei böser Zufälligkeiten, und später reut es ihn; er geht in sich und wird vielleicht noch ein ganz richtiger Mensch. Also: darüber können wir entschieden kein Urtheil abgeben.“

„O, wenn ich so der Herrgott wäre!“ wünscht der Wölfel in seiner Entrüstung.

„Sie täten vielleicht Unrecht, aber . . . Gott kann das eben nicht tun, weil er in jeder Beziehung das vollkommenste Wesen ist und sein muß.“

„Aber, daß so ein Gesindel umfrieht auf Gottes Erdboden!“

„Gesindel? Wer redet von Gesindel, und wer hat ein Recht dazu, vom Einzelindividuum auf das Ganze zu schließen?“ ereifert sich das Männchen. „Daß mich der Räuberkerl niedergeschlagen und ausgeplündert . . . Ja, sehen Sie, das Papiergeld, das ich leichtsinnigerweise nur lose in mein Nummerungsheft über naturhistorische Betrachtungen und Beobachtungen eingelegt, hat der Spitzbube doch nicht gefunden . . . Daß mich also der Kerl beraubt und fast geraubmordet hat, dafür können doch tausend andere nichts, und beispielsweise Sie haben den barmherzigen Samaritanen gemacht. Die Welt ist ein Meisterwerk, sage ich Ihnen, unnachahmbar und unerreichbar schön und gut in jeder Beziehung, und der Mensch wieder ist das Meisterstück in der Welt. Wenn es auch Spitzbuben gibt, recht verkommene und verdorbene Kerle, in jedem dieser Auswürflinge schläft doch noch das mehr oder minder verkümmerte, nur zufällig oder gewaltsam erstickte Flämmchen, das Zeugnis gibt von dem göttlichen Ursprunge

der Seele. Flämmchen von der ewigen Flamme, ein purer Zufall kann es ansfachen und zum Brande bringen. Und auch das ist gut und schön . . . Haben Sie noch nie Gelegenheit gehabt, so ein Flämmchen hinter recht . . . recht schmutziger Hülle zu beobachten?“

Dem Wölfel fallen die zwei Weiberleute ein, die er in der Stadt beobachtet, und es dünkt ihn, als hätte der Mensch



Die Hofkirche in Dresden. (Text auf Seite 242.)

mit seinen sonderbaren Reden doch Recht. „Kann eh' sein,“ gibt er von ungefähr zu. „Aufmerken tut halt unireiner nicht und hat auch nicht Zeit dazu und nicht . . . das Wissen.“

„Also sehen Sie!“ verweist das Männchen. „Ich sage Ihnen: Wer nur der Einzelindividuen Falsch und Fehl sieht und gewaltsam ad notam nimmt, der wird nie die rechte Befriedigung finden in dieser

freilich mitunter recht unvollkommenen Welt, die zum Glücke, zum wahren Glücke notwendig ist. Man darf die Schönheit des Ganzen nie aus den Augen verlieren, man muß sie geflissentlich suchen, und man wird finden, wie leicht man auf der Welt glücklich sein kann, und wie wenig so ein paar Haderlumpen an diesem Glücke zu stören vermögen. Verstehen Sie mich?"

"Da müßt' ich schon einmal nachsinnen darüber," weicht der Wölfel einer geraden Verneinung aus. "Gar so leicht geht mir sell nicht in den Schädel . . . aber, was ich sagen wollt', habt Ihr Kinder?"

"Warum?"

"Ich mein' halt. Wenn Euch dieser Räuberskerl statt nur damisch (bewußtlos) gleich ganz tot geschlagen hätte, was würden diese denken und sagen? Meint Ihr, daß sie auch so leicht . . ."

"Sie verwechseln schon wieder das Einzel-individuum mit dem Ganzen," ereifert sich das Männchen, wie es dasselbe etwa tun mag, wenn es einen recht hochbeinigen und stutzbegriffigen Schüler vor sich hat.

"Schauen Sie den Tag an! Der schönste Tag, den es geben kann, nicht wahr? Alles lauter Sonnenschein und Sonnen-gold! Und nennen Sie ihn etwa trüb und düster, weil jedes Sträuchlein und jeder Baum seinen Schatten wirft über eine Grasstelle, über ein paar Blumen? Naum! Und auch die Gräslein und Blümchen, die augenblicklich im Schatten stehen, können sich trösten, daß nach kurzer Zeit die Sonne sie ebenso schön bescheint, wie die andern, und daß dann einige andere im Schatten stehen. Das muß Ihnen doch klar einleuchten, was?"

"Ja, sel schon."

"Nun, da sehen Sie. Es erscheint alles nur unter dem Gesichtswinkel, unter dem es betrachtet wird . . . Warten Sie, ich werde Ihnen, wenn ich heimkomme, ein Buch zusenden, an der Hand dessen Sie sich in dieselben Ansichten hineinarbeiten können. Es hat mich manch' schlaflose Nacht gekostet, aber es dürfte Sie gewiß interessieren. Wie ist der werthe Name?"

"Mein Name?"

"Ja."

"Wolfgang Hager."

" . . . in . . ."

"Ja, da herauf kommt kein Postbote, weil ich nichts krieg' und nichts schreibe.

Aber wenn Ihr das Büchel wirklich schicken wollet, wenn Ihr es zum Leuckard in der Zetttau schickt unter meinem Namen, nachher krieg' ich es schon."

"Gut . . . Ich werde mich jetzt auf den Weg machen, um noch nach Rattenberg zu kommen, und . . . was bin ich schuldig für die Hilf' und Mähe . . .?"

"Da wenn D' mir aber nicht ginge!" entrüstet sich der Wölfel ob der Frage.

"Ich hab' keine Müh' nicht gehabt mit . . . mit Euch, und das bißel Suppe ständ' auch für einen Dank! Könnt' schon sein. Mitgehen tu' ich noch, wenn es Euch recht ist, bis Ihr nimmer irren konnt."

"Sehr dankbar, wenn Sie auskönnen."

"Allweil. Nur die Herde richt' ich mir ehevor noch, daß sie gen Berg sich hütet. Geht gleich unter einem Gange. Und . . . wenn Ihr also gerichtet seid . . ."

Der Professor richtet sich zum Gehen, und der Wölfel legt noch zur Vorsorge ein kleines Schloßchen vor die Hüttentüre.

Dann gehen sie.

Er führt den Fremden auf dem kürzesten Wege in der Richtung gen Rattenberg, und als sie auf der allweil begangenen und befahrenen Straße stehen, wo kein Strolch mehr einen Ueberfall wagen würde, wünscht er gute Heimkunft und kehrt um, ohne auf die Dankreden des Männchens weiter zu hören. Es muß sich euer schämen, wenn in seiner Heimat einem Fremden solches zustoßen kann und zusißt.

Und als er die steilen Gehänge des Luckenberges wieder emporstapft, sinnt und grübelt er an den sonderbaren Reden des Männchens, und es kommt ihm nach und nach vor, als wären sie nicht lediglich taubes Geschwäze . . . Die Schönheit im Ganzen suchen! . . . Jedes Ding wirft in der Sonne seinen Schatten, aber deswegen ist doch der Tag sonnig . . . Ja, was ist denn das für ein . . . ein Gauner, der dort im Gerunse des Dachsgrabens herumstrolcht? Der Stucker? Es irrt sich einer auf die Weite, aber allem Anschein nach ist es dieser; daraufhin könnte er fast einen Eid tun. Ein Gedanke zieht durch sein Sinnen wie ein Schattenstreif: ob nicht etwa der . . .?

Kurz biegt er vom Steige ab und hastet hinüber, aber wie er hinkommt, ist keine Seele zu sehen und zu hören.

Der Verdacht aber wächst in seinem Herzen empor wie üppiges Unkraut: Ob nicht etwa der . . . ?

Zu gut ist er nicht zu solchem Heldensstück und wenn er im Umriss ist, mag einer nicht weit fehlgehen.

10.

Ein still-lauschiger Sonntag will durch die langsam herbstende Zeit ziehen. Still und geräuschlos kommt er über die Höhen ins Tal geschlichen, still und geräuschlos schleicht er sich an die Höfe und Ortschaften und in die Herzen der Menschen. Die allweg munteren Vögel spüren ihre Wanderzeit herannahen und sind still und ruhig geworden, und so regt und rührt sich denn nichts im erwachenden Walde, als das leise Säuseln des Morgenwindes im Geäst und Gemüsel der Tannen, und das Rauschen der Bäche, als der Wölfe die Hänge des Ruckenberges hinab zu Tale stapft.

Es ist ausbedungen und ausgemacht worden, daß er jeden zweiten Sonntag zu Tale gehen darf, um sich Mundvorrat für zwei Wochen hinauszuschleppen und, wenn er will, in die Kirche zu gehen, damit er allenfalls mit dem Herrgott nicht ganz über Eßs kommt, und jeden zweiten Sonntag muß der Reihe nach von dem oder jenem Bauer ein Knecht oder ein Inmann hinauf und derweilen die Herde beaufsichtigen. Man weiß doch nicht, was vorkommen könnte, und ob nicht etwa ein Lump diese Zeit erühre und ausnütze, um dieses oder jenes Rindvieh von der Herde fortzutreiben und zu schnipfen.

Gemächlich wandert er das Gebirge hernieder und quer über die Hänge und Gefilde oberhalb der einsichtigen Höfe dahin gen das Gickel und sinnt und grübelt in seiner Weise vor sich hin. Seine Gedanken streifen um Jahre zurück in der Zeit, tummeln sich gleich darauf um und neben ihm herum und sind in ein paar Augenblicken auch wieder um Jahre voraus. Sie hindert und bindet kein Ort und keine Zeit und zeigen damit so recht deutlich die Entstammung der Seele aus dem Obem des Höchsten, den ebenfalls weder Zeit noch Ort einzuschränken vermögen.

Es fährt ihm langsam durch den Sinn, wie er ehzeit allsonntäglich die Hänge

heraufgewandelt zum Kerschhof, wo die Luz als Magd gedient, und wie die Sonne damals geschienen, so hell und glückstrahlend, und wie es nachher geworden. Und ungerufen schleicht sich ein leiser Vorwurf gegen seine Mutter und sein Herz. Wenn sie nicht so widerraten hätte, konnt' es heute anders sein. Zum Auskommen wäre schon gewesen mit dem Dirndl, das müßte sie heute selbst einsehen, wenn sie noch lebte. Wenn eins sogar imstande ist, ein so gespanntes Verhältnis, wie es seit der ältesten Leute Gedenken immer und jederzeit zwischen den alten und den jungen Säumerleuten bestanden, wogegen man oftmals das Zusammenleben von Hund und Kaze ein friedliches hätte nennen können, derart zu mildern, daß es für beide Teile halbwegs erträglich zu nennen war, was hätte es erst da leisten können, wo die Verhältnisse viel, viel bessere gewesen! Und gut sollen sie vorkommen, so viel man hört; sie haben schon Gründe zugekauft, und niemand weiß von Schulden . . . Wenn es anders gewesen wäre? Wer weiß, wäre es nachher den beiden Geschwistern eingefallen, ihm all' die ihm gehörige Sache wegzunehmen, ihn geradezu auszuplündern?

Der Aerger schleicht ihm wieder ins Herz, wenn er dieser Zeit gedenkt, und es wird ihm allmählich wieder, als könnte er hübsch einen Teil der ganzen Welt in Stücke reißen vor lauter Gift und Galle. Was konnt' er sein, wenn es anders geworden und gekommen wäre, und wer ist er heute? Der Stierhüter am Ruckenberg, nicht mehr, nicht weniger. Es fehlt ihm so weit auch nichts, und er lebt dort oben vielleicht glücklicher als . . . ja, als wer weiß wer, aber . . . anders hätt' es halt auch sein können.

Die aufgehende Sonne gießt ihre Lichtfülle über Höhen und Hänge, und mit etnem Male fällt ihm ein, was das fremde Männlein gesagt: „Den sonn-hellen Tag anschauen, nicht die Schatten, die jedes Stäublein und jedes Bäumchen wirft!“

Und er zwingt sein Sinnen, den sonnigen Tag anzuschauen und die sonnigen Flecklein um und um sich, zu denken, daß dort auch einmal die Sonne hinscheinen wird, wo jetzt die Schatten liegen. Als

er aber auf den Verbindungsweg kommt, der von der Zellau ins Gichtel hinüberführt, und den Säumer und den Greger, seinen Bruder, darauf der Kirche zuwenden sieht, bäumen sich Zorn, Aerger und Widerwillen von neuem auf in seiner Brust und verschrecken kurzerhand all dieses Sinnen. Er drückt sich in einen Busch, bis all' zwei hübsch ein Dertel vorüber sind. Er brächte es nicht zuwege, einen oder den andern von ihnen anzureden oder auch nur eines flüchtigen Wortes zu würdigen. Er kann sie nicht leiden, er haßt sie, und dawider helfen alle schönen Sprüche aller Professoren auf Erden nichts.

In der Kirche drückt er sich in den hintersten Türwinkel, betet ein paar Vater-unser und geht dann nach dem letzten Amen ins Wirtshaus. Für vierzehn Tage hat er sich wieder mit dem Herrgott auf gleichen Fuß gesetzt, für vierzehn Tage kauft er sich nachher, was er zum Leben braucht, und dazwischen führt er sich so ein, zwei, drei Maß Bier zu Gemüte. Wird einem eh' fast etwas Seltsames, das braune Gefäß, wenn er nur alle vierzehn Tage einmal dazu kommt. Und in der Stadt drinnen hat er so viel vertilgt, so viel . . . Ah, ist eigentlich gut, daß er aus dem Gestapfe herausgekommen. Zwischen einem ausgemachten Lumpen und ihm ist schon gar kein Unterschied mehr gewesen, das sieht er jetzt selbst ein. Und nachher das Gedölle um ihn her, das Genüß!

An einem der vorderen Tische sitzt der Koblstätter und greint schon in aller Herrgottsfrühe, was Platz hält. Allweil hätte das Kreuz neben dem Zellauer Kirchenwege und schier inmitten seines Grundes und Bodens das Koblstätter Wegkreuz heißen, und nun es herausgekommen und sich herausgestellt, daß der Streifen Grundes neben dem Wege von Rechts wegen Gemeindegut wäre, ginge der Starl, dieser Sackel, her und stellte, ohne ihn oder jemand andern zu fragen, schlaunweg auf eigene Faust ein Kreuz hin an diese Stelle, und der Steineter nagle ebenso kurzer Weise ein blechern Martertafel daran. Da hörte denn doch Verschiedenes auf, und der Mensch könne manchmal so wild werden wie eine graue Raß.

„So hättest halt Du eins hingestellt,“ rät der Stierberger.

„Ich hab' nicht mögen.“

„So rede nachher keinen Unsinn! . . .“

„Steht vielleicht das Kreuz schon? fragt der Wölfler dazwischen.“

„Das glaub' ich. Heut wird es eingeweicht.“

„Sel muß ich mir anschauen,“ nimmt er sich vor. „Geht mir auf einem Wege.“

„Nachher gehst gleich mit mir,“ schlägt der Koblstätter vor. „Kannst derweilen deinen Pack bei uns lassen und ein bißel verschmausen.“

„Eh' auch,“ willigt er ein, besinnt sich aber gleich darauf wieder anders. In dem Hofe, wo die Luz so und so lange gedient, und er fast alle Sonntagnachmittage verbracht hat . . . Ah was! Die Zeiten sind nun einmal vorbei und . . . auffrischen tut er sie auch nimmer vorsätzlich. „Geht nicht; hab' noch allerhand Geschäfte abzumachen,“ redet er sich aus. „Ich kann erst später hinüberkommen.“

Er kauft nachher ein, was er für zwei Wochen zum Leben braucht, und geht in ein ander Wirtshaus, bis es ungefähr Zeit wird zum Gehen. So um halben Nachmittag soll die Geschichte losgehen, und wenn er auf der Höhe oben ein Zeitlein verweilt, kann er gerade recht kommen.

Einen Wortsack auf dem Rücken, stapft er die Höhe hinan, und oben, wo es schon die jenseitigen Hänge hinabgeht, wo der Wald aufhört und man frei und ungehindert bis zu dem Wegkreuze hinnutsehen kann, legt er sich hinter ein Büschel junger Fichten und wartet, bis sich nach und nach Leute anzusammeln beginnen.

Jetzt kann es so hübsch an der Zeit sein, und er schlendert hinab.

Ein Zeitlein dauert es wohl noch, bis der Pfarrer kommt, und man schwätzt und plaudert von dem und jenem, was einem halt gerade in den Sinn und in die Rede kommt.

Nachher nimmt der Pfarrer die Einweihung vor und knüpft daran eine Art Christenlehre für alle, die sich versammelt haben. Ob er damit einen Zweck verbindet, weiß kein Mensch, denn deswegen ist er der Pfarrer, der den Leuten eine Lehre macht.

„Ein Kreuz am Wege,“ sagt er, „was ist daran? Nichts — wenn man sich nichts dabei denkt. Das Holz ist wie

jedes andere Holz, wie jeder andere Balken, und das blecherne Christusbild ist nichts weiter, als mit Farbe überpinseltes Blech. Es ist kein Heiligtum und nicht dies und nicht jenes Höhere. Es ist lediglich ein Erinnerungszeichen — sonst gar nichts.

Für jeden, der ein Christ ist und gerade des Weges kommt, sei es eine Erinnerung daran, daß er eben ein Christ sei und allweg im Zeichen des Kreuzes und nach der Lehre des gekreuzigten Heilandes wandeln solle auf allen seinen Wegen, bei all



Mutterglück. (Text auf Seite 242.)

seinem Tun und Lassen. Wenn alle Zeichen trügen, dies trügt nicht, und wenn alle Wege irre führen, der, den dieses Zeichen weist, führt nicht irre. Ganze Völker sind ihn schon gezogen, und ganze Völker werden ihn noch ziehen, und kein

Fuß wird irren, so er sich an den Weg hält. Ein milder Schein geht von ihm aus, und trotz aller Dornen und Disteln, die ihn umsäumen, geht sich's dahin wie auf Rosen, so eins wie das andere im gleichen Gestapfe bleibe . . . Kindlein, liebet

einander! Dessen Bild und Zeichen das Kreuz ist, hat nicht Kampf, Haß und Feindschaft gepredigt, er hat die Liebe geboten, und nicht Haß und Feindschaft sollen also herrschen unter denen, die sich seine Nachfolger und seine Kindlein nennen. Auch daran mahnt uns das Kreuz jederzeit . . . Und dieses Kreuz am Wege? Wie lange ist denn dieser Weg? Von der Zella und ihren Hinterhöfen führt er bis ins Eiche, nicht weiter. Viele gibt es in der Gemeinde, die nie weiter hinaus kommen ins Land, und dieser Weg ist ihr erster und ihr letzter. Schaut das Stücklein Weges an! Ist es denn gar so schwer, darauf des Heilandes Gebot zu halten: Kindlein, liebet einander!? Ist es denn eine Unmöglichkeit, dieses kurze Stücklein Weges in Liebe und Frieden nebeneinander zu wandeln? Ist es eine Unmöglichkeit, das Leben, das sich zwischen den Endpunkten dieses kurzen Wegleins abspielt, in Lieb und Frieden zu verbringen? Am einen Ende des Wegleins steht die Wiege, am andern das Grab, und wie lang ist die Strecke dazwischen? Oftmals kaum zwei Spannen . . .

Um manchen Mund beginnt es bei diesen schlichten Worten zu zucken, und in manchem Herzen rüttelt und lockert die einfache Rede manch Goldkörnlein guten Vorleses aus hartem Gesteine. Es ist wahr: Wie lange dauert dieses Weglein durch der Erde Geschind' und Geplage? Und es wäre viel handfamer, wenn alles eben und in Frieden ginge.

Nur der Steineter steht auf der einen Seite des Weges und schaut gen seinen Hof hinüber, und der Kohlstatte mit seiner Familie auf der andern, auf seinem Grund und Boden, und schaut gen den Buckenberg hinauf. Vom Frieden zu reden ist leicht; aber halt ihn einer . . . halt ihn einer, wenn . . . wenn es halt nicht geht!

Da macht der Pfarrer eine Pause und ruft nachher alle beide auf.

„Kohlstatte! Steineter!“

„Ja . . .“

„Geht her ein bißel!“

Langsam und trugig kommen die herbeigetrottet, und einer stellt sich rechts, der andere links, und keiner schaut den andern an.

„Kohlstatte, Ihr seid ein Christ?“ fragt der Pfarrer nun.

„Kann schon sein,“ brummt der, ganz verwundert ob der seltsamen Frage.

„Ihr auch, Steineter?“

„Ihr könnt mich doch Sonntags in der Kirche sehen.“

„Auf das kommt's nicht immer an, meine Lieben! Es fragt sich da in erster Reihe, ob man durch das Befolgen des Gebotes Christi auch wirklich diesen Namen verdient. Ihr seid also alle beide Christen, und da Ihr solches bekennet, habt Ihr auch die Pflicht, Euch an das Geheiß und Gebot Christi zu halten, an das Gesetz desjenigen, dessen Namen Ihr Euch beilegt: „Kindlein, liebet einander!“ Und ein andermal hat der selbe Heiland gesagt: „Der Friede sei mit euch!“ . . . Dies alles möchte ich Euch nun in dieser Stunde in Erinnerung bringen, und möchte Euch im Namen Jesu auch zurufen: Der Friede sei mit Euch! Laßt Haß und Feindschaft, die der Widersacher säet, und reicht Euch die Hände zur Ausöhnung, zur Beendigung des Zwistes, der durch Jahre her Euer Leben verbittert! . . . So? Ihr wollt nicht? . . . Jetzt schaut einmal hinauf zu dem Zeichen und Bilde desjenigen, den Ihr Heiland nennt und Meister, und dann, wenn Ihr es tun könnt, wenn Ihr es über's Herz bringt, dann sagt: Ich will Dein Gebot nicht halten, ich bin keines von Deinen Kindern, denen Du befohlen, sie sollten einander lieben. Und dann geht in Haß und Feindschaft auseinander!“

Ein paar Augenblicke ist es so still und ruhig um das neue Kreuz, daß ein's jeden Atemzug hört, dann aber hallen zwei tiefe Seufzer in die Stille, und bei ein paar rauhen Worten legen sich der beiden feindlichen Nachbarn Hände ineinander.

„In Gottes Namen!“ brummt der Kohlstatte nachher. „Wenn es so sein muß, so sei es! Wird auch zum Aushalten sein.“ Und das soll gewissermaßen eine Entschuldigung seiner Weichheit sein gegenüber den versammelten Nachbarn.

Der Bößfel sitzt neben seinem Packer am Begrab, lauscht der Lehre und sinnt in seiner Weise an jedem Worte und an jedem Satz, und dann zieht es überlings einmal seinen Blick nach der Richtung, wo

der Greger, sein Bruder, steht, und als die zwei Nachbarn ihre Hände zur Versöhnung ineinander legen, wird es auch ihm, als sollte er hingehen zum Bruder und sagen: „Steht nicht dafür, daß wir wegen dem alten Gerümpel, das ihr mir selbmal genommen, Feinde sind und bleiben. Dir wird nicht viel geholfen sein damit, und . . . ich geh' auch nicht krumm deswegen; seien wir wieder gut und wieder Brüder! . . . Aber hastig wendet er sich nach der andern Seite herum. Muß nicht heute sein, es wird sich schon einmal eine Gelegenheit schicken. Und gerade so braucht er eigentlich auch nicht zu sagen. Die zwei andern sind im Unrecht, und sie sollen nicht vergessen darauf; aber gut werden

sie wieder. Stünde dafür, daß eins dieses . . . kurze Wegel auf Erden in Born und Feindschaft vertrottete.

Ueber den Weg hinüber und herüber stiegen ein paar freudestrahlende Blicke, zwei Herzen schlugen und pochen heftiger, und aus allen beiden steigt heißer Dant auf gen die Himmelshöhen, die unergründlichen, daß es ihnen gelungen, mitsammen ein Kreuz zu stiften, daß der Starl aus der untern Gemein angeblich als sein eigenes aufstellen ließ und daß nun wirklich Fried und Eintracht gebracht in die beiden Nachbarhäuser, und daß die ewige Weisheit und Güte so ein wunderschön Gebot und Geheiß gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Neujahrsmorgen.

In Morgen stieg, ein stiller, neuer,
Aus schlummer-schwerer Nacht empor,
Verhüllt mit dunkelem Wolken-schleier,
Geheimnisvoll der Zukunft Tor.
Und sehn-suchtsvolle Blicke wenden
Erschauend sich zum Sternenbild,
Und tausend Schicksalsfragen senden
Die Herzen, hoffend, zitternd, wild

Und traumverloren senkt zur Erde
Der Himmelsbote seinen Blick:
„Der einstens sprach das schöpfend' Werde,
Du armes Herz, lenkt Dein Geschick.
Er hat die Rose mir gegeben,
Ich bringe, was der Schöpfer will. —“
Durch all die Sterne geht ein Beben —
Und liebend schweigt der Engel still.

Warum das Herz, vom Leid getroffen,
So bang nach seinem Schicksal fragt?
Auf Gott stell all Dein banges Hoffen,
Weil Gott allein den Schlüssel trägt.
Das neue Jahr — was wird es tragen?
Was vor ihm trug der Zeiten Heer,
Und könnt' es sprechen, würd' es sagen:
„Ein Tropfen Glück — ein Tränenmeer!“

Anna v. Bederfeld.

Amerikanischer Unternehmmergeist.

Im nationalen Leben der Vereinigten Staaten Nordamerikas spielt der Kaufmannsstand eine maßgebende Rolle. Er ist eigentlich das herrschende Element. Fast jeder Beruf wird vom kaufmännischen Standpunkt aus aufgefaßt. So verlangt man von dem Präsidenten einer großen Universität, daß er Geschäftsmann und Organisator sei und die materielle Seite des Instituts zu fördern wisse. Aerzte und Advokaten müssen nicht nur ihr Fach, sondern auch die Kunst, geschäftlich Propaganda zu machen, erlernt zu haben. Beliebte

Autoren verstehen es, ihre Bücher zu Auflagen zu treiben, die in Hunderttausende gehen. Selbst der Künstler ist Unternehmer. Die ersten Bühnengrößen reisen fortgesetzt mit ihren Truppen durch das ganze Land.

Der Unternehmungsgeist des Amerikaners ist eine Eigenschaft, die ihm gleichsam durch die Natur seines Landes an-erzogen wurde. Die ersten Ansiedler angelsächsischen Ursprungs waren durch ihre Wohnplätze am Rande eines großen Kontinents mit herrlichen Naturschätzen und wenig Bevölkerung darauf angewiesen,